

Marina Rupp (Hrsg.)

Partnerschaft und Elternschaft bei gleich- geschlechtlichen Paaren

Verbreitung, Institutionalisierung
und Alltagsgestaltung

Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 7

Verlag Barbara Budrich



Partnerschaft und Elternschaft bei gleichgeschlechtlichen Paaren

Partnerschaft und Elternschaft bei gleichgeschlechtlichen Paaren

Verbreitung, Institutionalisierung und
Alltagsgestaltung

Herausgegeben von Marina Rupp

Sonderheft 7 der Zeitschrift für Familienforschung

Verlag Barbara Budrich
Opladen & Farmington Hills, MI 2011

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2011 Verlag Barbara Budrich, Opladen & Farmington Hills, MI
www.budrich-verlag.de

ISBN 978-3-86649-379-7

eISBN 978-3-86649-680-4

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: disegno visuelle kommunikation, Wuppertal – www.disenjo.de
Satz: R + S, Redaktion + Satz Beate Glaubitz, Leverkusen

Zeitschrift für Familienforschung
Journal of Family Research
Sonderheft 2010

Inhalt/Contents

Marina Rupp

Vorwort

(Foreword) 7

Einführungen

Gregory M. Herek

Intimate relationships and parenthood in same-sex couples: An introduction 11

Partnerschaft und Elternschaft bei gleichgeschlechtlichen Paaren:

eine Einführung 16

Bernd Eggen, Marina Rupp

Gleichgeschlechtliche Paare und ihre Kinder: Hintergrundinformationen

zur Entwicklung gleichgeschlechtlicher Lebensformen in Deutschland

(Same-sex couples and their children – Background information on the

development of same-sex unions in Germany) 23

Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und gleichgeschlechtliche Lebensweisen im internationalen Vergleich

Nina Dethloff

Rechtliche Rahmenbedingungen für Regenbogenfamilien in Europa

(Legal frameworks for same-sex families in Europe) 41

Alessandra De Rose, Catherine Marquette

Same-sex families in Italy, compared to Spain

(Gleichgeschlechtliche Familien in Italien, im Vergleich zu Spanien) 53

Christian Klesse

- Beziehungsvielfalt, Nichtmonogamie und der Civil Partnership Act im Vereinigten
Königreich. Paradoxien in den lesbischswulen Politiken der Anerkennung und der
gleichen Rechte
(Diversity in relationships, nonmonogamy and the Civil Partnership Act in the
United Kingdom. Paradoxes of lesbigay policies of recognition and civil rights) 71

Gunnar Andersson, Turid Noack

- Legal advances and demographic developments of same-sex unions
in Scandinavia
(Rechtliche Fortschritte und demographische Entwicklungen bei den
gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften in Skandinavien) 87

Charlotte J. Patterson, Samantha L. Tornello

- Gay fathers' pathways to parenthood: International perspectives
(Die Pfade schwuler Väter zur Elternschaft – Internationale Perspektiven) 103

Beziehungsgestaltung und Elternrollen

Pia Bergold, Marina Rupp

- Konzepte der Elternschaft in gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften
(Concepts of parenthood in same-sex unions) 119

Andrea Dürnberger

- Die Verteilung elterlicher Aufgaben in lesbischen Partnerschaften
(The division of parental tasks in lesbian relationships) 147

Maja S. Maier

- Gleich und/oder doch verschieden? Narrative Paaridentität als Fokus einer
vergleichenden Studie zu homo- und heterosexuellen Paarbeziehungen
(Equal, or different at last? Narrative identity in the couple as focal point
of a comparative study on homosexual and heterosexual relationships) 167

Rüdiger Lautmann

- Der Institutionalisierungsprozess gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften
(The process of institutionalization of same-sex unions) 185

Melanie Caroline Steffens, Kai J. Jonas

- Attitudes towards adoptive parents, child age and child gender:
The role of applicants' sexual orientation
(Einstellungen zu Adoptiveltern, Alter und Geschlecht des Kindes:
Die Rolle der sexuellen Orientierung der Antragstellenden) 205

- Autorinnen und Autoren (The authors of the contributions) 221

Marina Rupp

Vorwort

Gleichgeschlechtliche Lebensformen sind erst in jüngerer Zeit verstärkt ins Zentrum der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit gerückt. Dies haben sie mit anderen, lange Zeit eher seltenen oder gesellschaftlich nicht akzeptierten Lebens- und Familienformen weitgehend gemein.

Zusammen mit der ersten großangelegten und für die Eingetragenen Lebensgemeinschaften mit Kindern repräsentativen Studie (Rupp 2009) bildet diese Situation den Anlass, dieses Thema zum Gegenstand eines Sonderheftes der *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research* zu machen. Es versucht nicht nur den aktuellen Forschungsstand in Europa zu erfassen und zu reflektieren, sondern auch den vielfältigen Aspekten, die mit der Gleichgeschlechtlichkeit und damit einhergehenden Lebens- und Familienformen verbunden sind, gerecht zu werden.

Mit der zahlenmäßigen Verbreitung der Lebensform und auch den Schwierigkeiten diese Dimension zu diskutieren, da es ganz überwiegend an verlässlichen Datenquellen fehlt, befasst sich auch der Beitrag von Bernd Eggen und Marina Rupp, der einen Überblick über die Lage in Deutschland gibt.

Mehrere Beiträge widmen sich der Entwicklung und dem Stand der rechtlichen Situation in Europa insgesamt bzw. in den Regionen oder einzelnen Ländern. Den Überblick über die europäische Entwicklung gibt Nina Dethloff; Gunnar Andersson und Turid Noack beschreiben den skandinavischen Weg der Legalisierung. Über die Situation in Italien und Spanien berichten Alessandra De Rose und Catherine Marquette. In diesem Kontext erfahren wir auch einiges über den geschätzten Umfang der Bevölkerung, die in gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften oder in deren institutionalisierter Form bzw. als Familie leben.

Gleichgeschlechtliche Lebensformen werden gern als „gleich und doch verschieden“ bezeichnet, wodurch auf die Wertfreiheit der Differenz hingewiesen werden soll. Einen Einblick in besondere Hintergründe, Varianten und Themen gleichgeschlechtlichen Lebens gewähren einerseits die Einführungen von Gregory M. Herek, zum anderen auch die Ausführungen von Christian Klesse – der zudem die Entwicklung der Institutionalisierung im Vereinigten Königreich behandelt. Den Schwerpunkt auf den Institutionalisierungs-

prozess legt der Beitrag von Rüdiger Lautmann. Maja Maier dagegen wendet sich den Innenansichten der Beziehungen zu und stellt Ähnlichkeiten und Differenzen in der Paarentität zwischen homosexuellen und heterosexuellen Paaren dar.

Einen weiteren inhaltlichen Schwerpunkt des Heftes bilden Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern. Mit den vielfältigen Varianten der Konzeption von Elternschaft unter dem Vorzeichen der Homosexualität befassen sich Pia Bergold und Marina Rupp, während Andrea Dürnberger den Alltag in diesen Familien anhand der elterlichen Aufgabenteilung beschreibt. Weiterhin zeigen Melanie C. Steffens und Kai Jonas auf, welche differenzierten individuellen Einstellungen es gegenüber der Elternschaft von Lesben und Schwulen gibt und Charlotte J. Patterson und Samantha L. Tornella widmen sich der Möglichkeiten der schwulen Vaterschaft.

Ich danke allen Autoren für Ihre Beiträge und ihre Geduld bei der Erstellung dieses Bandes herzlichst. Die Befassung mit der Thematik hat mir einmal mehr gezeigt, wie schwierig es ist, dieses sozialwissenschaftlich wenig erforschte und kontrovers diskutierte Gebiet zu behandeln. Umso mehr freut es mich, dass dieses Sonderheft nun erscheint.

Einführungen

Gregory M. Herek

Intimate relationships and parenthood in same-sex couples: An introduction*

Partnerschaft und Elternschaft bei gleichgeschlechtlichen Paaren: eine Einführung*

Abstract:

This special issue of the *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research* is devoted to the topic of *Intimate relationship and parenthood in same-sex couples*. In introducing the papers, the present article notes four general themes that they address both directly and implicitly. First, sexual orientation is increasingly understood as an inherently relational construct rather than simply an individual trait or status. Second, the articles demonstrate some ways in which traditional notions of what constitutes a family have begun to include same-sex relationships in many Western countries. Third, they show how sexual stigma continues to shape the experiences of lesbian and gay people and their families. Finally, they highlight the ongoing need for accurate information about same-sex couples and their families, as well as societal attitudes toward sexual minorities.

Key words: intimate relationships, families, parenting and children, stigma, heterosexism, lesbian, gay and bisexual people

Zusammenfassung:

Dieses Sonderheft der *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research* widmet sich dem Thema Partnerschaft und Elternschaft bei gleichgeschlechtlichen Paaren. Die vorliegende Einführung nimmt Bezug auf vier allgemeine Themenbereiche, die in den Beiträgen entweder direkt oder implizit angesprochen werden. Erstens: Sexuelle Orientierung wird zunehmend als ein inherent relationales Konstrukt denn als einfacher individueller Wesenszug oder Status verstanden. Zweitens geben die Beiträge einige Beispiele für Wege, bei denen die traditionellen Vorstellungen, was denn Familie ausmache, in vielen westlichen Ländern zunehmend auch gleichgeschlechtliche Beziehungen eingeschlossen werden. Drittens zeigen die Beiträge, wie sexuelle Stigmata weiterhin die Erfahrungen von lesbischen und schwulen Menschen sowie ihren Familien prägen. Und schließlich heben die Beiträge hervor, dass nachwievor ein großer Bedarf an akkuraten Informationen sowohl über gleichgeschlechtliche Paare und ihre Familien als auch über gesellschaftliche Einstellungen gegenüber sexuellen Minderheiten besteht.

Schlagwörter: Partnerschaft, Familien, Elternschaft und Kinder, Stigma, Heterosexismus, lesbische, schwule und bisexuelle Menschen.

* Die deutsche Übersetzung dieser Einführung folgt auf den englischsprachigen Originaltext.

In 1970, the American futurist Alvin Toffler published *Future Shock*, a best-selling book about the effects of rapid change on individuals and society. Toffler's speculations about the final decades of the 20th century included the following brief passage:

As homosexuality becomes more socially acceptable, we may even begin to find families based on homosexual "marriages" with the partners adopting children. Whether these children would be of the same or opposite sex remains to be seen. But the rapidity with which homosexuality is winning respectability in the techno-societies distinctly points in this direction.... The day may also come when a court decides that a couple of stable, well educated homosexuals might make decent "parents." (Toffler 1970: 219-220).

A few years later, when I was an undergraduate student at a public university in a politically conservative region of the United States, the professor in my general science course showed the class a film based on Toffler's book. Among the glimpses of the possible future depicted in the documentary was a marriage ceremony that was highly traditional in all respects except that the wedding couple consisted of two men. I vividly recall this moment, not so much because of the scene in the movie but rather because of the scene it created in the classroom. The sight of the two formally-attired grooms exchanging wedding vows evoked derisive comments and howls of laughter. The students' collective reaction clearly demonstrated that they considered the notion of a same-sex marital relationship to be an absurdity.

I mention Toffler's predictions about gay families and the classroom uproar following the movie's wedding scene in order to introduce several themes that are addressed either directly or implicitly in the articles comprising this special issue of the *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*. Indeed, these themes are relevant to any scholarly discussion of lesbian and gay families.

First, taken collectively, the articles illustrate an evolution in how sexual orientation has come to be understood. *Sexual orientation* commonly denotes an enduring pattern of or disposition to experience sexual, affectional, or romantic desires for and attractions to men, women, or both sexes. The term is also used to refer to an individual's sense of personal and collective identity based on those desires and attractions, behaviors expressing them, and membership in a community of others who share them (e.g., Gonsiorek/Weinrich 1991; Herek 2000; Sell 1997).

Historically, sexual orientation has often been conceptualized in individualistic terms, as a personal characteristic not unlike eye color or biological sex. This perspective, while not inaccurate, is incomplete because sexual orientation is an inherently *relational* construct (Herek 2006; Peplau/Garnets 2000). Whether a sexual act or romantic attraction is characterized as homosexual or heterosexual depends on the biological sex of the individuals involved, relative to each other. Indeed, it is by sexually (or romantically or affectionately) acting with another person – or demonstrating a desire to act – that individuals express their heterosexuality, homosexuality, or bisexuality.

Thus, sexual orientation necessarily involves relationships with other individuals, either realized or desired. It is integrally linked to the personal relationships that human beings form to meet their deeply felt needs for love, attachment, and intimacy. These bonds encompass not only sexual behavior, but also feelings of affection between partners, shared goals and values, mutual support, and ongoing commitment. Consequently, sexual orientation is not solely an isolated personal characteristic. Rather, one's sexual

orientation defines the universe of persons with whom one is likely to find the satisfying and fulfilling relationships that, for many individuals, are a central component of the self.

Regardless of whether these committed relationships are with a person of the same sex or the other sex, their psychological and social dynamics are similar. Heterosexual and same-sex couples alike comprise highly diverse populations, and the degree of overlap between them is striking. Couples of both types form deep emotional attachments and commitments. They face similar challenges concerning intimacy, love, equity, loyalty, and stability, and go through similar processes to address those challenges. They appear not to differ in their levels of satisfaction or the social psychological processes that predict relationship quality. Although same-sex couples and heterosexual couples differ in some respects, their similarities are striking (see the article by Maier in this issue; for reviews, see Herek 2006; Kurdek 2005; Peplau/Fingerhut 2007).

A second theme in the present issue concerns patterns of societal changes that have occurred as a result of sexual minority political and cultural movements. In the passage quoted earlier, Toffler's insertion of quotation marks around *marriage* and *parents* may have indicated his own reservations about using these terms in reference to homosexuality, but his predictions nevertheless proved to be prescient. Traditional notions of what constitutes a family have begun to include same-sex relationships in many Western countries. Against the historical backdrop discussed in Lautmann's article, these changes are documented in the present issue for Europe as a whole (in the article by Dethloff), Germany (Eggen/Rupp), Italy and Spain (De Rose/Marquette), the Scandinavian countries (Andersson/Noack), and the UK and other English-speaking countries (Klesse; Patterson).

Such change has generally followed other changes in the status of sexual minorities, for example, the elimination of sodomy laws and the enactment of laws and policies that prohibit discrimination in areas such as employment and housing (e.g., Brewer 2007; Plummer 1999; Schuyf/Krouwel 1999). Indeed, the fact that Toffler's predictions focused on the status of lesbians and gay men in relation to marriage and parenthood – rather than, for example, laws governing the workplace or the age of sexual consent – suggests that the thought of modifying these institutions was likely to be especially shocking to the reading public in 1970.

The changing definitions of families have encountered strong resistance, which highlights a third theme: Sexual stigma has significantly defined the experiences of lesbian, gay, and bisexual people over the past century. As a general term, *stigma* refers to culturally shared knowledge about society's negative regard for the members of a particular group or category, and its according of inferior status to them in their social interactions with the nonstigmatized (Herek 2009, 2010). In what is perhaps the most widely cited social science analysis of stigma, Goffman (1963) characterized it as "an undesired differentness," a deviation from what is expected of "normals" in a particular social interaction (Goffman 1963: 5). Within society's institutions and ideological systems, stigma creates and legitimates inequalities of power and status. Such *structural stigma* "is formed by sociopolitical forces and represents the policies of private and governmental institutions that restrict the opportunities of stigmatized groups" (Corrigan et al. 2005: 557).

Sexual stigma is a particular manifestation of stigma. It is the stigma attached to any nonheterosexual behavior, identity, relationship, or community (Herek 2009, 2010). Structural sexual stigma – which is also referred to as *heterosexism* – persists today in the

form of laws and state policies that treat same-sex couples differently from heterosexual couples, and in the ideological systems that underlie them. Although heterosexism remains widespread (see, e.g., De Rose and Marquette's discussion of Italy), it has been challenged in many countries with varying degrees of success (e.g., see Lautmann's analysis of the process of institutionalization of same-sex unions in various countries, as well as Andersson and Noack's account of the Scandinavian countries and Klesse's discussion of the United Kingdom).

Attempts to eliminate heterosexism are difficult because of the worldview it creates. For example, heterosexism fosters a *heterosexual assumption*: Heterosexual behavior and different-sex relationships are assumed to be normal and natural, and the concept of "people" is construed as heterosexual. Gay men, lesbians, and bisexuals are thus made invisible. The heterosexual assumption operates not only in routine social situations but also in research settings, as when national surveys exclude gay and lesbian individuals and same-sex couples, thereby effectively denying their existence (see DeRose and Marquette's article). When sexual minorities become visible, heterosexism promotes the belief that their very existence requires explanation. It problematizes homosexuality and bisexuality. When sexual orientation groups are observed to differ, those differences are assumed to reveal a deficit on the part of sexual minorities (Herek 2010).

Examples of this difference-as-deficit assumption are readily evident in policy debates about families headed by sexual minority parents, the focus of several articles in the current issue. As explained by Patterson and by Bergold and Rupp, the children of an earlier generation of gay men and lesbians were typically conceived in a heterosexual relationship. By contrast, many gay, lesbian, and bisexual people today are becoming parents in the context of a same-sex relationship, whether through artificial insemination, adoption, or other means (Goldberg 2010; Patterson 2009). Regardless of how gay, lesbian, and bisexual individuals achieve parenthood, heterosexism frequently operates to deprive their families of the recognition that is routinely accorded to heterosexuals. They may have difficulty obtaining custody, for example, or establishing their relationship to their child if they are not a biological parent.

Such discrimination has often been justified with assertions that children are harmed by having lesbian or gay parents. Social science research, however, provides no factual basis for such claims. The empirical research literature on sexual minority parenting – most of which has examined parenting by lesbian and bisexual mothers – has not revealed reliable disparities between heterosexual and sexual minority families in the children's mental health or social adjustment, nor in the parents' fitness or parenting abilities (for reviews, see Goldberg 2010; Patterson 2009; Tasker/Golombok 1997). It is the quality of the parent-child relationship, not the parent's sexual orientation, that plays a key role in children's development (see Wainright/Patterson 2008). In recognition of this fact, state policies in some countries have begun to recognize lesbian and gay families, as discussed in the article by Dethloff.

The difference-as-deficits model exerts a pervasive influence on debates in this arena. It is regularly assumed, for example, that heterosexual parenting constitutes an ideal standard against which other family forms must be evaluated. If systematic differences were found between children raised by same-sex couples and those raised by heterosexual couples, they would be interpreted as revealing a problem or lack on the part of the former.

But this assumption does not allow for the possibility that the children of sexual minority parents might conceivably differ from the children of heterosexual parents in neutral or positive respects.

When discussing the research findings in this area, social scientists may inadvertently reinforce the difference-as-deficits model. Simply reporting that empirical research has failed to find reliable differences between children raised in the different family settings might be interpreted as agreement that any systematic differences between the children of heterosexual and nonheterosexual parents (if they were detected and could be attributed to the parents' sexual orientation) would be problematic. For example, one might hypothesize that the daughters of lesbian couples will reliably display less gender conformity than the daughters of heterosexual parents. Published studies have not supported this hypothesis (Herek 2006, Note 6; Patterson 2000). But if such differences *were* found, they could not be automatically interpreted as revealing a deficit among the children of lesbian mothers. Indeed, it may be psychologically healthy for children to hold more flexible attitudes about gender roles – for example, for girls to aspire to traditionally masculine occupations such as astronaut or engineer. For social scientists involved in a custody dispute or a legal case when the immediate goal is to protect sexual minority families from stigma and discrimination, conveying this nuanced message can be difficult.

Another example can be found in expressions of concern about the adult sexual orientation of children raised in a sexual minority household. Compared to their counterparts raised in a heterosexual family, are those children more likely to eventually identify as gay, lesbian, or bisexual? The limited available data are consistent with the conclusion that the vast majority of children eventually grow up to be heterosexual, regardless of their parents' sexual orientation (Herek 2006; Patterson 2000). By simply reporting these findings, however, social scientists may communicate a tacit endorsement of the value assumption that it would be a negative outcome for children to grow up to be gay.

Finally, a fourth theme in the special issue is the need for accurate information about same-sex couples and their families, as well as societal attitudes toward them. Data describing sexual minority families represent valuable contributions to the research literature in their own right (e.g., see the articles by Andersson and Noack, Bergold and Rupp, De Rose and Marquette, and Eggen and Rupp). They can also yield new insights into patterns of interactions and relationships more generally. As Dürmberger notes in her article, studying same-sex couples allows researchers to examine the role of gender in relationships in a way that is not possible with samples that are restricted to heterosexual couples. Steffens and Walper use experimental data to argue that public opinion about same-sex families may be more nuanced than is revealed by standard polling techniques. To the extent that the methods they employed can be utilized in surveys with large probability samples, the results are likely to yield a richer account of sexual stigma than is currently available.

Four decades after Toffler (1970) offered his forecast about gay and lesbian “marriages” and “parents” – predictions that probably shocked many of his readers – same-sex couples are achieving ever greater social and legal recognition. Nevertheless, sexual stigma remains a problem and social scientists have much to learn about sexual minority families. The papers in this special issue of the *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research* provide valuable insights in this newly emerging area of scientific inquiry.

Gregory M. Herek

Partnerschaft und Elternschaft bei gleichgeschlechtlichen Paaren: eine Einführung

Im Jahre 1970 veröffentlichte der amerikanische Zukunftsforscher Alvin Toffler das Buch *Der Zukunftsschock*, einen Bestseller über die Auswirkungen schnellen Wandels auf die Individuen und die Gesellschaft. Tofflers Spekulationen über die letzten Jahrzehnte des 20. Jahrhundert beinhalteten auch den folgenden kurzen Abschnitt;

„Da auch die Homosexualität von der Gesellschaft allmählich akzeptiert wird, könnten wir eines Tages sogar auf Familien treffen, die auf einer homosexuellen „Ehe“ basieren: Zwei Partner gleichen Geschlechts haben Kinder adoptiert. Ob diese Kinder wiederum dem gleichen Geschlecht angehören werden oder nicht, bleibt abzuwarten. ... So liegt unter Umständen der Tag nicht mehr fern, an dem ein Gerichtshof entscheidet, daß ein seit längerer Zeit zusammenlebendes Paar kultivierter Homosexueller geeignete ‚Eltern‘ abgibt“ (Toffler 1971: 197)¹.

Als ich einige Jahren später Student an einer staatlichen Universität in einer politisch konservativen Region der Vereinigten Staaten war, führte der Professor in einem Studium-Generale-Kurs der Klasse einen Film vor, der auf Tofflers Buch basierte. Zu den Schlaglichtern, die in dieser Dokumentation über eine mögliche Zukunft gezeigt wurden, gehörte auch eine Hochzeitszeremonie, die in jeder Hinsicht sehr traditionell war – außer dass das Hochzeitspaar aus zwei Männern bestand. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft an diesen Augenblick, nicht so sehr wegen der Filmszene an sich, sondern wegen der Szenen im Seminarraum, die sie auslöste. Der Anblick von zwei festlich gekleideten Bräutigamen, die sich einander das Ja-Wort gaben, löste verächtliche Bemerkungen und brüllendes Gelächter aus. Die kollektive Reaktion der Studenten machte ganz klar, dass sie den Gedanken an eine gleichgeschlechtliche eheliche Beziehung für eine Absurdität hielten.

Ich erwähne Tofflers Vorhersagen über schwule Familien und den Aufruhr, der nach der filmischen Heiratsszene im Seminarraum entstand, um einige Themen vorzustellen, die entweder direkt oder indirekt in den Beiträgen dieses Sonderheftes der *Zeitschrift für Familien-*

1 Deutsche Übersetzung: Alvin Toffler (1971): *Der Zukunftsschock*. Bern, München und Wien: Scherz (3. Auflage).

forschung/Journal of Family Research angesprochen werden. In der Tat sind diese Themen für jede wissenschaftliche Diskussion über lesbische und schwule Familien relevant.

Als Ganzes gesehen, illustrieren die Beiträge zunächst einmal die Entwicklung, die der Begriff *sexuelle Orientierung* genommen hat. Gemeinhin wird als *sexuelle Orientierung* ein dauerhaftes Muster oder eine Disposition bezeichnet, sexuelles, affektives oder romantisches Verlangen nach, bzw. Anziehung durch Männer, Frauen oder beide Geschlechter zu erleben. Der Begriff wird auch verwendet, um sich auf das Gefühl eines Individuums hinsichtlich seiner persönlicher und kollektiven Identität zu beziehen, das auf diesem Verlangen und dieser Anziehung, auf Verhaltensweisen, die dies zum Ausdruck bringen sowie auf der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft mit anderen, die diese teilen, fußt (z.B. Gonsiorek/Weinnrich 1991, Herek 2000, Sell 1977).

Historisch gesehen wurde sexuelle Orientierung oft in individualistischer Weise konzipiert, als persönliches Charakteristikum – der Augenfarbe oder dem biologischen Geschlecht nicht unähnlich. Diese Perspektive ist – wenn auch nicht inakkurat – unvollständig, weil sexuelle Orientierung ein inhärent relationales Konstrukt (Herek 2006; Peplau/Garnets) ist. Ob ein sexueller Akt oder eine romantische Anziehung als homosexuell oder heterosexuell charakterisiert wird, hängt vom biologischen Geschlecht der daran beteiligten Individuen – in Abhängigkeit von einander – ab. In der Tat bringen Individuen ihre Heterosexualität, Homosexualität oder Bisexualität dadurch zum Ausdruck, indem sie sexuell (oder romantisch oder affektiv) mit einer anderen Person agieren oder aber das Verlangen aufzeigen, dementsprechend zu handeln.

Somit hat die sexuelle Orientierung notwendigerweise mit Beziehungen zu anderen Individuen zu tun, seien sie nun real oder ersehnt. Sie ist integral mit den persönlichen Beziehungen verknüpft, die die Menschen eingehen, um ihrem tiefempfundenen Bedürfnis nach Liebe, Bindung und Intimität gerecht zu werden. Diese Verbundenheit umfasst nicht nur das Sexualverhalten, sondern auch Gefühle der Zuneigung zwischen den Partnern, mit einander geteilte Ziele und Werte, gegenseitige Unterstützung und fortlaufendes Füreinander-Einstehen. Infolgedessen ist die sexuelle Orientierung nicht lediglich eine isolierte persönliche Eigenschaft. Stattdessen definiert die sexuelle Orientierung einer Person die Gesamtheit derjenigen Personen, mit denen diese Person am ehesten eine befriedigende und erfüllende Partnerschaft finden kann. Für viele Individuen ist letztere ein zentraler Bestandteil des Selbst.

Unabhängig davon, ob diese festen Beziehungen zu einer Person des gleichen oder des anderen Geschlechts bestehen, ist deren psychologischen und soziale Dynamik ähnlich. Sowohl heterosexuelle als auch gleichgeschlechtliche Paare umfassen hochgradig diversifizierte Bevölkerungsgruppen und das Ausmaß der Überlappungen zwischen ihnen ist erstaunlich. Paare beider Typen gehen tiefreichende emotionale Bindungen und gegenseitige Verpflichtungen ein. Sie stehen ähnlichen Herausforderungen im Bezug auf Intimität, Liebe, Gleichheit, Loyalität und Stabilität entgegen und machen einander ähnliche Prozesse durch, um diesen Herausforderungen zu begegnen. Auch hinsichtlich ihrer Zufriedenheitsniveaus oder der sozialpsychologischen Prozesse, die Prediktoren der Beziehungsqualität sind, scheinen sie sich nicht zu unterscheiden. Obwohl gleichgeschlechtliche und heterosexuelle Paare sich in einigen Aspekten unterscheiden, sind die Ähnlichkeiten zwischen ihnen augenfällig (s. den Beitrag von Maier i.d.B.; für Literaturübersichten s. Herek 2006, Kurdek 2005; Peplau/Fingerhut 2007).

Ein zweiter Themenbereich des vorliegenden Sonderheftes betrifft Muster des sozialen Wandels, die Ergebnis der politischen und kulturellen Bewegungen der sexuellen Minderheiten sind. Im oben zitierten Abschnitt könnte Tofflers Einfügung von Führungszeichen bei *Ehe* und *Eltern* seine eigene Bedenken zum Ausdruck gebracht haben, diese Begriffe im Zusammenhang mit Homosexualität zu benutzen; seine Vorhersagen erwiesen sich nichtdestotrotz als hellseherisch. Die traditionellen Vorstellungen, was denn eine Familie ausmacht, schließen nun in vielen westlichen Ländern allmählich auch gleichgeschlechtliche Beziehungen ein. Vor diesem historischen Hintergrund, der in Lautmanns Beitrag diskutiert wird, werden diese Veränderungen im vorliegenden Sonderheft für Europa als Ganzes (im Artikel von Dethloff), Deutschland (Eggen/Rupp), Italien und Spanien (De Rose/Marquette), die skandinavischen Länder (Andersson/Noack), für das Vereinigte Königreich und andere englischsprachige Länder (Klesse; Patterson) dokumentiert.

Ein derartiger Wandel erfolgte im Allgemeinen auf andere Veränderungen im Status sexueller Minderheiten, wie beispielsweise der Abschaffung von Sodomiegesetzen und den Erlass von Gesetzen, die die Diskriminierung in Bereichen wie Beschäftigung und Wohnungswesen verboten (s. z.B. Brewer 2007; Plummer 1999; Schuyf/Kruywel 1999). In der Tat legt die Tatsache, dass die Vorhersagen von Toffler den Status von Lesben und Schwulen im Bezug auf Ehe und Elternschaft in den Blick nahmen – und nicht etwa Gesetze zur Regulierung von Beschäftigungsverhältnissen oder des Mindestalters für einvernehmlichen Geschlechtsverkehr – nahe, dass der Gedanke, diese Institutionen zu modifizieren, für die Leserschaft im Jahre 1970 besonders schockierend war.

Die sich wandelnden Definitionen von Familie sind auf starken Widerstand gestoßen – was einen dritten Themenbereich hervorhebt: Sexuelles Stigma hat auf signifikante Weise die Erfahrungen von lesbischen, schwulen und bisexuellen Menschen im vergangenen Jahrhundert geprägt. Als allgemeiner Begriff bezieht sich *Stigma* kulturell geteiltes Wissen über die negative Sichtweise der Gesellschaft im Hinblick auf eine bestimmte Gruppe oder Kategorie und die Zuweisung eines inferioreren Status an diese Gruppe in ihren sozialen Interaktionen mit den Nicht-Stigmatisierten. Goffman (1963) charakterisierte dies als „an undesired differentness“², eine Abweichung von dem was von „Normalen“ in einer bestimmten sozialen Interaktion erwartet wird (Goffman 1963: 5). Innerhalb der Institutionen der Gesellschaft und der Ideologiesysteme schafft das Stigma Ungleichheiten in der Macht und im Status und legitimiert diese. Ein solches *strukturelles Stigma* „is formed by sociopolitical forces and represents the policies of private and governmental institutions that restrict the opportunities of stigmatized groups“³ (Corrigan et al. 1005: 557).

Das *sexuelle Stigma* ist eine besondere Manifestation des Stigmas. Es handelt sich um ein Stigma, dass jedem nicht-heterosexuellem Verhalten, jeder nicht-heterosexuellen Identität, Beziehung oder Gemeinschaft zugeordnet wird (Herek 2009, 2010). Strukturelles sexuelles Stigma – das auch als *Heterosexismus* bezeichnet wird – hält heutzutage in der Form von Gesetzen und staatlichen politischen Maßnahmen an, in denen gleichge-

2 Also „eine unerwünschte Unterschiedlichkeit“.

3 Das strukturelle Stigma „wird durch sozio-politische Mächte geformt und repräsentiert die politischen Maßnahmen von Privat- und Regierungsinstitutionen, die die Möglichkeiten stigmatisierter Gruppen einschränken“.

schlechtliche Paare anders als heterosexuelle Paare behandelt werden, sowie in den Ideologiesystemen, die diesen zugrundeliegen, an. Obwohl Heterosexismus weit verbreitet bleibt (s. z.B. De Roses und Marquettes Diskussion über Italien, i.d.B.), wurde dieser in vielen Ländern in Frage gestellt, mit unterschiedlichem Erfolg (s. z.B. Lautmanns Analyse des Prozesses der Institutionalisierung von gleichgeschlechtlichen Partnerschaften in verschiedenen Ländern, wie auch Anderssons und Noacks Bericht über die skandinavischen Länder und Klesses Diskussion über England und Wales; alle i.d.B.).

Versuche, den Heterosexismus abzuschaffen sind wegen der Weltsicht, die er schafft, schwierig. So unterstützt Heterosexismus eine *heterosexuelle Annahme*: heterosexuelles Verhalten und verschiedengeschlechtliche Beziehungen werden als normal und natürlich angenommen, und ‚die Leute‘ werden als heterosexuell konzipiert. Auf diese Weise werden Schwule, Lesben und Bisexuelle unsichtbar gemacht. Diese heterosexuelle Annahme ist nicht nur in sozialen Routinesituationen zu Gange, sondern auch in Forschungsdesigns; wenn etwa nationale Surveys schwule und lesbische Individuen und gleichgeschlechtliche Paare ausschließen und auf diese Weise deren Existenz leugnen (s. den Artikel von De Rose/Marquette i.d.B.), Wenn sexuelle Minderheiten sichtbar werden, fördert der Heterosexismus den Glauben, dass deren Existenz an sich erklärungsbedürftig sei. Homosexualität und Bisexualität werden so problematisiert. Wenn beobachtet wird, dass sich Gruppen in ihrer sexuellen Orientierung unterscheiden, wird angenommen, dass dadurch ein Defizit auf Seiten der sexuellen Minderheiten offengelegt wird (Herek 2010).

Beispiele für diese Differenz-als-Defizit-Annahme sind in Debatten zu politischen Maßnahmen im Bezug auf Familien, die von Eltern geführt werden, die einer sexuellen Minderheit angehören, recht leicht zu finden – sie stehen im Mittelpunkt mehrerer Artikel in diesem Band. Wie von Patterson und auch von Bergold/Rupp erläutert, wurden die Kinder einer früheren Generation von Schwulen und Lesben typischerweise in einer heterosexuellen Partnerschaft gezeugt. Im Gegensatz dazu werden viele schwule, lesbische und bisexuelle Menschen heutzutage im Kontext einer gleichgeschlechtlichen Beziehung Eltern, sei es durch künstliche Insemination, Adoption oder auf andere Art und Weise (Goldberg 2010; Patterson 2009). Gleichgültig wie schwule, lesbische oder bisexuelle Individuen zur Elternschaft gelangen, führt der Heterosexismus regelmäßig dazu, dass deren Familien die Anerkennung versagt wird, die man Heterosexuellen routinemäßig zukommen lässt. Es könnte für sie schwierig werden, beispielsweise das Sorgerecht zu erhalten oder eine Beziehung zu ihrem Kind rechtlich zu etablieren wenn sie nicht dessen biologische Eltern sind.

Derlei Diskriminierung wurde oft mit Behauptungen gerechtfertigt, dass Kinder durch lesbische oder schwule Eltern Schaden nähmen. Die sozialwissenschaftliche Forschung liefert jedoch keine faktische Grundlage für solche Behauptungen. Die empirische Forschungsliteratur zur Elternschaft sexueller Minderheiten – in der Mehrzahl wurde die Elternschaft von lesbischen und bisexuellen Müttern untersucht – hat keine belastbaren Disparitäten zwischen heterosexuellen Familien und den Familien sexueller Minderheiten erkennen lassen, weder hinsichtlich der mentalen Gesundheit und der sozialen Anpassung der Kinder noch im Bezug auf die Tauglichkeit der Eltern und ihre elterlichen Fähigkeiten (s. Literaturübersichten in Goldberg 2010; Patterson 2009; Tasker/Golombok 1997). Die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung – nicht aber die sexuelle Orientierung des Elternteils – spielt die Schlüsselrolle in der kindlichen Entwicklung (s. Wainright/Patterson 2008). In

Würdigung dieser Tatsache wurde in den Politiken einiger Länder damit begonnen, lesbische und schwule Familien anzuerkennen, wie im Artikel von Dethloff dargelegt.

Das Differenz-als-Defizit-Modell übt einen weitreichenden Einfluss auf die Debatten in dieser Arena aus. Regelmäßig wird unterstellt, dass heterosexuelle Elternschaft einen Idealstandard konstituiert, an welchem sich andere Familienformen messen lassen müssen. Falls systematische Unterschiede zwischen Kindern, die von gleichgeschlechtlichen Eltern aufgezogen werden und solchen von heterosexuellen Eltern, gefunden würden, würden diese als ein Problem oder ein Mangel aufseiten der erstgenannten interpretiert werden. Diese Annahme lässt jedoch die Möglichkeit nicht zu, dass die Kinder von Eltern aus sexuellen Minderheiten sich auf wahrnehmbare Weise in neutraler oder positiver Hinsicht von den Kindern heterosexueller Eltern unterscheiden.

Bei der Diskussion der Forschungsergebnisse auf diesem Gebiet könnten Sozialwissenschaftler unbeabsichtigt das Differenz-als-Defizit-Modell wieder verstärken. Einfach nur zu berichten, dass es der empirischen Forschung nicht gelungen ist, belastbare Unterschiede zwischen in verschiedenen familiären Umfeldern aufgewachsenen Kindern zu finden, könnte als Zustimmung dazu interpretiert werden, dass alle systematischen Unterschiede zwischen Kinder heterosexueller und nicht-heterosexueller Eltern (wenn sie entdeckt und der sexuellen Orientierung der Eltern zugeordnet werden könnten) problematisch wären. Man könnte z.B. die Hypothese aufstellen, dass die Töchter lesbischer Paare nachweisbar eine geringere Geschlechtskonformität aufzeigen als die Töchter heterosexueller Eltern. Veröffentlichte Studien haben diese Hypothese nicht gestützt (Herek 2006, Fußnote 6; Patterson 2000). Falls aber solche Unterschiede gefunden würden, könnte man sie nicht automatisch dahingehend interpretieren, dass dies ein Defizit bei den Kindern lesbischer Mütter offenbart. In der Tat könnte es in psychologischer Hinsicht gesund für Kinder sein, eine flexiblere Haltung gegenüber den Geschlechterrollen einzunehmen – z.B. indem Mädchen traditionell männliche Berufe, wie etwa Astronaut oder Ingenieur, anstreben. Für Sozialwissenschaftler, die in einem Sorgerechtsstreit oder einem Gerichtsverfahren hinzugezogen werden, in dem für sie das unmittelbare Ziel besteht, Familien sexueller Minderheiten vor Stigma und Diskriminierung zu schützen, kann es schwierig sein, diese nuancierte Botschaft zu vermitteln.

Ein anderes Beispiel kann man in Befürchtungen hinsichtlich der späteren sexuellen Orientierung von Kindern finden, die in einem von Angehörigen einer sexuellen Minderheit angeführten Haushalt erzogen wurden. Werden sich diese Kinder im Vergleich zu Kindern in einer heterosexuellen Familie schließlich häufiger als schwul, lesbisch oder bisexuell identifizieren? Die begrenzt vorliegenden Daten stimmen in der Schlussfolgerung überein, dass die große Mehrheit dieser Kinder heranwächst, um schließlich heterosexuell zu sein, unabhängig von der sexuellen Orientierung ihrer Eltern (Herek 2006; Patterson 2000). Sozialwissenschaftler könnten aber, indem sie einfach nur diese Befunde berichten, eine stillschweigende Bestätigung der wertenden Vermutung, dass es ein negatives Ergebnis wäre, wenn Kinder homosexuell würden, kommunizieren.

Zu guter Letzt ist ein vierter Themenbereich in diesem Sonderheft der Bedarf an genauen Informationen über gleichgeschlechtliche Paare und ihre Familien sowie über die gesellschaftlichen Haltungen ihnen gegenüber. Daten, welche die Familien sexueller Minderheiten beschreiben, stellen für sich genommen schon wertvolle Beiträge zur Forschungsliteratur dar (s. z.B. die Artikel von Andersson/Noack, Bergold/Rupp, De Rose/

Marquette und Eggen/Rupp, i.d.B). Sie können auch neue Einsichten auch allgemeinerer Art über Interaktions- und Beziehungsmuster erbringen. Wie Dürnberger in ihrem Beitrag anmerkt, ermöglicht es die Untersuchung von gleichgeschlechtlichen Paaren den Forschern die Geschlechterrollen in Beziehungen auf eine Weise zu untersuchen, die mit Stichproben, die auf heterosexuelle Paare beschränkt sind, nicht möglich wären. Steffens und Jonas (i.d.B.) nutzen experimentelle Daten, um zu argumentieren, dass die öffentliche Meinung über gleichgeschlechtlichen Familien nuancierter sein könnte als standardisierte Umfragetechniken aufzeigen. Vorausgesetzt, dass die Methoden, die hier eingesetzt werden, in Umfragen mit großen Zufallsstichproben genutzt werden können, könnten die Ergebnisse wahrscheinlich eine umfassendere Darstellung des sexuellen Stigmas als gegenwärtig verfügbar erbringen.

Vier Jahrzehnte nachdem Toffler (1970) seine Vorhersage über schwule und lesbische „Ehen“ und „Eltern“ offerierte – Voraussagen, die wahrscheinlich viele seiner Leser schockierten – erfahren gleichgeschlechtliche Paare mehr und mehr soziale und rechtliche Anerkennung. Nichtsdestotrotz bleibt sexuelles Stigma ein Problem und Sozialwissenschaftler müssen viel mehr über Familien sexueller Minderheiten erfahren.

Die Beiträge in diesem Sonderheft der *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research* liefern wertvolle Einsichten in diesem neu entstehenden Bereich wissenschaftlicher Recherche.

Übersetzung: Kurt P. Bierschock

References/Literatur

- Brewer, Paul R. (2007): *Value war: Public opinion and the politics of gay rights*. Lanham, MD: Rowman & Littlefield.
- Corrigan, Patrick W./Watson, Amy C./Heyman, Mark L./Warpinski, Amy/Gracia, Gabriela/Sloven, Natalie/Hall, Laura L. (2005): Structural stigma in state legislation. In: *Psychiatric Services*, 56, pp. 557-563.
- Goffman, Erving. (1963): *Stigma: Notes on the management of spoiled identity*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.
- Goldberg, Abbie E. (2010): *Lesbian and gay parents and their children: Research on the family life cycle*. Washington, D.C.: American Psychological Association.
- Gonsiorek, John C./Weinrich, James D. (1991): The definition and scope of sexual orientation. In: Gonsiorek, John C./Weinrich, James D. (Eds): *Homosexuality: Research implications for public policy*, Newbury Park, CA: Sage, pp. 1-12 .
- Herek, Gregory M. (2000): Homosexuality. In: Kazdin, Alan E. (Ed.): *Encyclopedia of psychology* (vol. 4). Washington, DC: American Psychological Association, pp. 149-153 .
- Herek, Gregory M. (2006): Legal recognition of same-sex relationships in the United States: A social science perspective. In: *American Psychologist*, 61, pp. 607-621.
- Herek, Gregory M. (2009): Sexual stigma and sexual prejudice in the United States: A conceptual framework. In: Hope, Debra A. (Ed.): *Contemporary perspectives on lesbian, gay and bisexual identities: Nebraska Symposium on Motivation. Volume 54*. New York: Springer, pp. 65-111 .
- Herek, Gregory M. (2010): Sexual orientation differences as deficits: Science and stigma in the history of American psychology. In: *Perspectives on Psychological Science*, 5.
- Kurdek, Lawrence A. (2005): What do we know about gay and lesbian couples? In: *Current Directions in Psychological Science*, 14 (5), pp. 251-254.

- Patterson, Charlotte J. (2000): Family relationships of lesbians and gay men. In: *Journal of Marriage and the Family*, 62, pp. 1052-1069.
- Patterson, Charlotte J. (2009): Lesbian and gay parents and their children: A social science perspective. In: Hope, Debra A. (Ed.): *Contemporary perspectives on lesbian, gay and bisexual identities: Nebraska Symposium on Motivation. Volume 54*. New York: Springer, pp. 141-182.
- Peplau, Letitia A./Fingerhut, Adam W. (2007): The close relationships of lesbians and gay men. In: *Annual Review of Psychology*, 58, pp. 405-424.
- Peplau, Letitia A./Garnets, Linda D. (2000): A new paradigm for understanding women's sexuality and sexual orientation. In: *Journal of Social Issues*, 56 (2), pp. 329-350.
- Plummer, Kenneth (1999): The lesbian and gay movement in Britain: Schisms, solidarities, and social worlds. In: Adam, Barry D./Duyvendak, Jan W./Krouwel, André (Eds): *The global emergence of gay and lesbian politics: National imprints of a worldwide movement*. Philadelphia, PA: Temple University Press, pp. 133-157 .
- Schuyf, Judith/Krouwel, André (1999): The Dutch lesbian and gay movement: The politics of accommodation. In: Adam, Barry D./Duyvendak, Jan W./Krouwel, André (Eds): *The global emergence of gay and lesbian politics: National imprints of a worldwide movement*, Philadelphia, PA: Temple University Press, pp. 158-183.
- Tasker, Fiona L./Golombok, Susan (1997): *Growing up in a lesbian family: Effects on child development*. New York: Guilford Press.
- Toffler, Alvin (1970): *Future shock*. New York: Random House (*Der Zukunftsschock* (1971)).
- Wainright, Jennifer L./Patterson, Charlotte J. (2008): Peer relations among adolescents with female same-sex parents. In: *Developmental Psychology*, 44, pp. 117-126.

Bernd Eggen, Marina Rupp

Gleichgeschlechtliche Paare und ihre Kinder: Hintergrundinformationen zur Entwicklung gleichgeschlechtlicher Lebensformen in Deutschland

Same-sex couples and their children – Background information on the development of same-sex unions in Germany

Zusammenfassung:

Der Mikrozensus für Deutschland weist im Jahr 2008 rund 5.000 homosexuelle Paare aus, die mit Kindern zusammenleben. In diesen Familien wachsen mindestens 7.200 Kinder auf. Obgleich diese Zahlen die untere Grenze der Verbreitung dieser Familienform markieren, ist sie eine seltene Variante familialen Lebens in Deutschland. Die vorliegenden Ergebnisse deuten darauf hin, dass die Kinder in vielfältigen sozialstrukturellen Verhältnissen leben und sich darin von Kindern aus heterosexuellen nichtehelichen und ehelichen Lebensgemeinschaften nicht gravierend unterscheiden. Markant für die Eltern sind gleichwohl ein hohes Bildungsniveau und gute soziale Positionen.

Aufgrund eingeschränkter Realisierungschancen für bestehende Kinderwünsche sind gleichgeschlechtliche Paare mit Kindern in der jüngeren Vergangenheit noch seltener geworden – vermutlich auch, weil immer seltener vor der gleichgeschlechtlichen eine heterosexuelle Beziehung eingegangen wird. Homosexuelle Elternschaft steht in einem kritischen gesellschaftlichen Diskurs. Obwohl die Meinungen über homosexuelle Paare mit Kindern stark auseinander gehen, dürfte es zu einer weiteren sozialen Gleichstellung homose-

Abstract:

The German Microcensus for 2008 indicates that there are approximately 5,000 same-sex unions who live together with children. In these families, at least 7,200 children are growing up. Although these figures demarcate the lowest threshold for the distribution of this family form, it represents a rare type of family life in Germany. The findings presented here indicate that these children live in a multitude of socio-structural conditions and that there exist no serious differences between them and children who live in heterosexual non-marital or marital unions. Nonetheless, homosexual parents are characterized by a high educational level and social status.

Due to limited chances of realizing their existing desire for children, the number of same-sex couples with children further declined in the more recent past. This may also be due to the fact that it became less frequent that a heterosexual relationship preceded the homosexual one. Also, homosexual parenthood has been subjected to a critical discourse in society. Even though the opinions on same-sex couples with children strongly diverge, further steps to social equalization of homosexual parenthood with the heterosexual one may eventually take place. Even so,